

„Schultag“ – Mittwoch, 26. November 2008

Das christliche Menschenbild in der Bildung

Auch die Jahrestagung der Schulerhalter und Schuldirektoren an Ordensschulen beschäftigte sich mit der Bedeutung von Gottes- und Menschenbildern.

Erster Referent war der Berliner Theologe und Existenzanalytiker Dr. Günter Funke. Sein Vortrag ging von einem Zitat Kardinal Henry Newmans aus: „Gesellschaft wird morgen sein, was Schule heute ist.“

Im Umkehrschluss würde das bedeuten, dass die Gesellschaft von heute mit all ihren Mängeln und Schwächen eben das Produkt der Schule von gestern sei. Funke, ein engagierter Schüler des Wiener Logotherapeuten Viktor Frankl, ging von heutigen gesellschaftlichen Defiziten aus, die eben auch auf Defizite in der Schule hinweisen würden und an die alte biblische Rede vom Säen und Ernten erinnerten. Statt Fakten müsse es in der Schule heute vermehrt um Erkenntnis gehen, statt Wissen um mehr Weisheit. Emotionale Faktoren wie Persönlichkeit und Lebendigkeit seien heute gleichsam abhanden gekommen. Jedoch „Wenn wir heute wesentlich leben, wird auch das Wesentliche morgen auf uns zukommen.“

Gerade in der Frage nach dem Wesentlichen, zu dem die Theologie einiges beitragen könne, gelte es, gegenüber den Vorgaben des Zeitgeistes kritisch zu sein. Dr. Funke erinnerte in diesem Zusammenhang an die Konzentrationslager, deren Idee nicht eine Frucht der Bürokratie, sondern Ergebnis verheerender wissenschaftlicher Lehren gewesen sei. Ihnen lag ein nihilistisches Menschenbild zugrunde, das den Menschen auf Leistung, Erfolg und wirtschaftlichen Nutzen reduziert habe. Niemals sei Wissenschaft wertfrei, immer stehe hinter ihr ein bestimmtes Menschenbild. Eine „Schule für morgen“ müsse hier einen Kontrapunkt setzen. Geld für eine bessere Schule sei genug da, was wir brauchen würden, wären aber Visionen, meinte Funke.

So dürfe frei nach Immanuel Kant der Menschen niemals vom Zweckdenken beherrscht werden. Das töte die Person! Dr. Funke bezog sich auf Erkenntnisse der modernen Hirnforschung, wenn es daran erinnerte, dass das Gehirn nicht genetisch strukturiert sei, sondern erfahrungs- und beziehungs-mäßig. „Effizienz und Erfolg schaffen dumme Gehirne.“ Außerdem sei unser Gehirn auf Kooperation aus und nicht auf Konkurrenz und Kampf. So müsse Lernen auch Spaß machen, und diese Freude am Lernen, wie sie bei Kindern offenkundig sei, werde sozusagen mit „abgespeichert“. Wo Lernen mit Angstgefühlen verbunden sei, werde neben dem Wissen auch dieses negative Gefühl mit im Gehirn „abgespeichert“ und immer wieder hervorgerufen.

In diesem Zusammenhang sei es wichtig, sich von dem heute vorherrschenden neoliberalen Zeitgeist zu befreien und gerade an den katholischen Schulen den Mut aufzubringen, der Religion als „Rückbindung“ einen Platz einzuräumen. Das christliche Menschenbild vermittle etwa, dass die „im Leben zu spät Gekommenen“ nicht noch zusätzlich bestraft werden dürfen, sondern eine neue Chance bekommen müssten: „Das Leben ist barmherzig, es kommt immer wieder.“ Versäumtes Wissen lasse sich verhältnismäßig leicht nachholen, aber weniger leicht mangelnde personale und emotionale Kompetenz. Im Letzten gelte es, das Kind in den Horizont Gottes zu stellen und nicht in den Horizont der Welt. Dabei erinnerte der Referent an die überraschende Tatsache, dass gerade in der Phase der Meditation das Gehirn in höchstem Grade aktiv sei.

Nicht Erziehung zur Pflicht, sondern zur Verantwortung!

Aus seinem „Projekt Menschlichkeit“ ergeben sich für Dr. Funke zwei wichtige Folgerungen:

1. „Was der Beziehung gut tut, tut auch dem Gehirn gut“ Beziehung sei die höchstmögliche Motivation und sie sei wichtiger als alles andere. „Wo es keine Beziehung gibt, ist Angst da.“

2. „Auch in der Schule geht es nicht zuerst um Pflicht, sondern um Verantwortung.“ Gelernt werden müsse, wie das Wissen ethisch verantwortet angewandt werden kann. Gerade die Schülerinnen und Schüler seien in unserer Leistungsgesellschaft heute vielfach „am Limit angekommen“ und litten an einem „erschöpften Selbst“. Deshalb sei die Besinnung auf das Wesentliche dringend erforderlich, in der Hoffnung, dass, wo – frei nach Hölderlin – Gefahr sei, auch das Rettende wieder wachse.

In der folgenden Diskussion mit den gut hundert Schuldirektoren und Schulerhaltern ging es vor allem um Fragen der Lehrerbildung sowie der Kollegialität der Lehrer untereinander. Auch hier sei es entscheidend, akzeptiert und gewollt zu sein. Für die Lehrer wurde ein Persönlichkeitsprofil gefordert, in dem Freiheit und Verantwortung, Selbstdistanzierung und Selbsttranszendenz in einem ausgewogenen Verhältnis stehen sollten, sowie eine neue Achtung vor dem Lehrerberuf in unserer Gesellschaft. In jedem Fall unbegründet sei die Angst, dass in einer „personalen Schule“ weniger „gelernt“ werde.

Den Nachmittag des Schultags am 26. November gestaltete der emeritierte Pädagogikprofessor Dr. Wilhelm Wittenbruch von der Universität Münster mit dem Thema: „Katholische Schule – ein weltkirchliches Projekt.“

Dabei versuchte er eingangs eine anthropologische Fundierung der „riskanten“ Rede vom „christlichen Menschenbild“. Demnach sei die menschliche Person nach dem Bilde Gottes geschaffen und nehme gewissermaßen als sein „Treuhänder“ einen verantwortlichen Dienst an der Welt wahr. Im Weiteren nannte Wittenbruch in Auseinandersetzung mit dem Konzilsdekret „Gravissimum educationis“ von 1965 „schulpädagogische Eckpunkte“ und Aufgaben. Abschließend gab der Schulexperte den Pädagogen und Pädagoginnen an Katholischen Schulen drei „Merkposten“ mit auf den Weg:

1. Zur pädagogischen Selbstvergewisserung anzuhalten,
2. Zeit und Raum für das reflexive Moment zu schaffen und
3. den Dienst der Christen an der Schule zu verstärken.

Quelle: www.superiorenkonferenz.at